

# Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synode von Wisconsin und anderen Staaten.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch Hein. R a u m a n n's Buchhandlung in Dresden.  
Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. C. Koch, Lutheran Seminary, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelder sind zu adressiren: Rev. Th. Jäfel, Milwaukee, Wis.

22. Jahrg. No. 24.

Milwaukee, Wis., den 15. August 1887.

Lauf. No. 560.

Inhalt. — Zum Erntedankfest. — Von der Genügsamkeit. — Von der geistlichen Lust. — Gräfin und Schneidersfrau. — Zur Arbeiterfrage. — Im kalten Sitten. — Büchertisch. — Bekanntmachung. — Synodal-Bericht. — Missionsfeste. — Pastoral-Conferenz. — Einführung — Quittungen. — Abschiedswort an den Leser. —

(Eingesandt.)

## Zum Erntedankfest.

Nun laßt uns Gottes Güte,  
Mit dankbarem Gemüthe  
Erheben, die auf's neue  
Uns kund thut Vaterreue.

Sein Wort wird nicht gebrochen;  
Was Er vormals versprochen  
Vom Ernten nach dem Säen,  
Ist wiederum gesehen.

Durch Sonnenschein und Regen  
Ist kommen uns sein Segen;  
Vor Schaden und Gefahren,  
Wußt Er ihn zu bewahren.

Die Augen, die Sein warten,  
Erfreuen Feld und Garten.  
Ja, Er giebt Speise Allen  
Nach seinem Wohlgefallen.

Ob wir gleich arme Sünder,  
Doch liebt Er uns als Kinder,  
Thut uns die Hände füllen  
Um seines Sohnes willen.

Er hat uns nicht geschlagen  
Mit wohlverdienten Plagen,  
Vielmehr mit guten Sachen,  
Bereitet uns ein Lachen.

\* \* \*

Du hast, o Gott, uns Armen,  
Erzeigt viel Erbarmen;  
Laß dir nun auch gefallen  
Das Lob, das wir dir lallen.

Dazu uns auch gewähre,  
Daß wir zu deiner Ehre  
Gebrauchen deiner Gaben,  
Die wir empfangen haben.

Laß es auch niemals fehlen  
An Speise unsern Seelen,  
Am Wort, das durch's Getümmel,  
Der Welt uns führt zum Himmel.

## Von der Genügsamkeit.

Aus Dannhauers „Katechismusmilch“ zusammengezogen.

Es kommt alles von Gott, Glück und Unglück, Leben und Tod, Armuth und Reichthum. Gott will damit beide, Reich und Arm, auf die Probe stellen. Wenn der Herr sagt: „Laß dich nicht gelüsten“ so will er so viel sagen: Du sollst dich mit deinem bescheidenen Theil begnügen lassen.

Wie alle Menschen in drei Haufen nach dem Glück und Unglück können abgetheilt werden, etliche sind reich, andere im Mittelstand, die dritten sind arm; so ist auch die Genügsamkeit dreierlei:

Belangend erstlich den Reichtum, das ist denjenigen Schatz und Ueberschatz, den ein Mensch hat über seines Standes Nothdurft, so sehnt sich dieselbe nicht hoch darnach, als die wohl versteht, was St. Paulus sagt: Die da (nicht reich sind, sondern) reich werden wollen, die fallen in Versuchung und Stricke und viel thörichter und schädlicher Lüste, welche versenken die Menschen ins Verderben und Verdammnis. — Niemand lebet davon, daß er viele Güter hat, sagt Christus Lucas 12, 15. Diese Tugend sagt mit Ugur Spr. 30, 8. 9.: Reichtum gieb mir nicht, . . . ich möchte sonst, wo ich zu satt würde, verleugnen und sagen: Wer ist der Herr?“ Wenn aber der allgütige Gott seine milde Hand aufthut und reichlich zuschneien läßt durch ordentliche Mittel, so ist auch die Genügsamkeit keine Verächterin des von Gott bescherten Glücks, als die sich wohl weiß zu berichten, daß ein Christ könne mit gutem Gewissen reich und wohlhabend sein, daß Christentum und Reichthum einander nicht entgegen, anders, als Julianus vorzeiten und seinesgleichen der Christen gespottet, dieselben beraubt [und] hernach vorgegeben, Christen sollen arm sein, das sei ihrem Evangelium gemäß. Sie weiß, daß Reichthum eine Gabe Gottes sei, der giebt reichlich allerlei zu genießen, 1 Tim. 6, 17. Es sagt zwar Christus, ein Reicher werde schwerlich ins Himmelreich kommen; aber er setzt alsbald hinzu, bei den Menschen sei es unmöglich, aber bei Gott sei es möglich, Matth. 19, 24. 26. Wenn Gott den Menschen ein Abrahams- und Hiobs-Herz giebt, so schadet Reichthum nicht mehr an der Seligkeit. Wiederum sagt zwar der Herr Luc. 14, 33.: Wer nicht absaget allem das er hat, kann nicht mein Jün-

ger sein; auch befiehlt er einem jüdischen Jüngling, so er vollkommen sein wolle, solle er verkaufen alles, was er habe, und es den Armen geben, Matth. 19, 21. Aber dort redet er von dem Fall der Verfolgung, daß, wenn der Mensch unter diesen zweien eines verlieren soll, entweder Gott oder Gold, so soll er das Gold in die Schanze schlagen und an Gott haften. Hier ertheilt er einen Personalbefehl dem Jüngling, der sich die Vollkommenheit eingebelehrt; den probirt er mit einer ihm allerschwersten Probe; welcher Befehl aber uns eben so wenig angeht als der Befehl, den Gott dem Abraham gegeben, daß er seinen Sohn schlachten sollte. Wenn nun also ein Christ mit Gütern gesegnet ist, so nimmt er dieselben mit Dank an als sein Theil, das ihm Gott zugemessen und beschert, begnügt sich damit und sucht nicht je länger je mehr, wie die unerfülllichen Geizwänste zu thun pflegen.

Belangend ferner das mittelmäßige Glück derer, die zwar ihre Nothdurft haben, aber nichts übrig, so begnügt sich alsdann ein Christ mit ehrlichem Auskommen, freut sich über sein bescheiden Theil Speise, das ist, was zu seines Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, nach der Auslegung der vierten Bitte im Vater Unser; läßt sich mit Nahrung und Kleidung begnügen, wenn ihm Gott giebt Brot zu essen und Kleider anzuziehen, 1 Mos. 28, 20.

Belangend endlich die Armut, so bittet zwar auch ein Christ und spricht: „Armut gieb mir nicht, ich möchte sonst, wo ich zu arm würde, stehlen und mich an dem Namen meines Gottes vergreifen, Spr. 30, 8. 9., wenn aber Gott dieselbe verhängt, so läßt er abermal die Genügsamkeit hervorschauen, nimmt das Kreuz geduldig auf als ein Schutzmittel, dadurch er vor vielem Uebel verwahrt wird, als ein Mittel, dadurch Gott ihm die Welt verleiden und denselben näher zu sich ziehen will. Joab wollte nicht zu Absalom kommen, da er nach ihm sandte. Absalom ließ ihm seinen Gerstenacker mit Feuer anstecken: da war es Zeit, daß er kam 2 Sam. 14, 29 ff. So geht es auch gewisser Weise mit uns Menschen. Gott ruft durch sein Wort; aber da ist Niemand gelegen zu kommen. Wenn er aber Krieg und andere Fälle verhängt, dadurch der Mensch um seine Nahrung kommt und an den Bettelstab geräth, da ist es Zeit, daß man sich bußfertig einstelle. Er tröstet sich der Verheißungen, welche der Herr allen gottseligen Kreuzbrüdern gethan, des Schatzes der göttlichen Gnade und zukünftigen Herrlichkeit, sagt wohl [mit] Luther: „Wohlan, liebe Welt, sei du reich und zähle deine Gulden, ich als Christ hab wohl nichts

auf Erden, aber dennoch hast du von mir oder durch mein Gebet, was du hast. Denn mein Christus ist dein Lebensherr, ohne welchen du nichts vermögest zu haben; und ob ich wohl vor dir ein Bettler bin, doch hab ich dagegen solchen hohen Schatz, gegen dem all dein Gut nicht eines Hellers werth ist". — Stirbt der arme Lazarus, so sagt er: „Meinen Schatz nehm ich mir mit.“ Stirbt der Reiche, so sagt er: „Alle meine Schätze muß ich mit dem Rücken ansehen und verlassen.“ Stirbt der gläubige arme Lazarus, so wird er von den Engeln in Abrahams Schoß getragen; stirbt der gottlose Reiche, so steht er in der Hölle auf.

Ist also die Genügsamkeit eine solche Tugend, die sich in Glück und Unglück weiß zu schicken und mit dem bescheidenen Theil vorlieb nimmt.

Sünden und Untugenden sind: zum ersten die stoische, keiserliche, mönchische Verachtung der zeitlichen Güter und muthwillige Armuth. Stoische, sage ich, weil die alten Philosophen, die Stoiker, sich eine seltsame Genügsamkeit eingeildet und wohl Diogenes in seinem Faß, darin er sich muthwillig und närrischerweise genälzt und aufgehalten, für reich geschätzt und der äußerlichen Güter nichts geachtet [haben]. Keiserliche, sage ich, weil vorzeiten solche Schwärmer gewesen, die vorgaben, kein Christ könne mit gutem Gewissen reich sein, Eigentum und Ueberschuß über die Nothdurft besitzen und innehaben. Mönchische, sage ich, sintemal im Papsttum aus der muthwilligen Armuth gar ein Heiligthum und hochgerühmtes Verdienstwerk gemacht worden [ist]. Es ist aber in Wahrheit diese Armuth anders nicht als eine Undankbarkeit gegen Gott, dessen Segen man von sich stößt, eine Ungerechtigkeith gegen den Nächsten, sowohl den, dem man mit unserm von Gott durch die Arbeit bescherten Segen sollte beispringen, als den, der mit unnützigem Betteln belästigt wird. Es ist dieselbe meistens, sonderlich in den reichen Klöstern, eine Heuchelei und Gespött, da man das Gelübde der ewigen Armuth schwört und doch reicher wird im geistlichen Stand, als mancher Weltmann außer dem Kloster. Daß sie einwenden, wenn gleich das Kloster reich sei, so seien doch die Brüder insonderheit arm, ist eben so ungereimt geredet, als wenn einer sagte: Der ganze Leib ist gesund, aber alle Gliedmaßen sind krank.

Zum andern der schändliche Geiz, die Ungenügsamkeit und Unerfättlichkeit, bei denen es immer heißt: Bring her, bring her, je länger, je mehr! Geld und Gut, das ist der Gott, dem ein geiziger Mensch nachsinnt und denkt und damit eine förmliche Abgötterei begehrt, obwohl dies Laster von denjenigen, so damit behaftet, gar schön und lieblich gemacht wird, daß es bei weitem so häßlich nicht aussieht. Der Geiz hat, wie Dr. Luther redet, gar einen hübschen, feinen Schanddeckel, der da heißt Leibes Nahrung und natürliche Nothdurft, darunter er handelt ohne Maß und unsättlich, daß, wer sich hierin soll rein halten, muß fürwahr Wunderzeichen oder Wunderthat in seinem Leben haben. Obwohl dies Laster dafür nicht will angesehen sein, so ist es doch eine von den schwersten und abscheulichsten Sünden, welche der Teufel dem Menschen ins Herz giebt, eine rechte Abgötterei. Summa: Geiz ist eine Wurzel alles Uebels, 1 Tim. 6, 10.; er verursacht Meineid, Rebellion, Krieg, allerhand Diebereien, zieht Gottes Strafen, wie die Wolken ein Wetter, nach sich. Wehe denen, die ein Haus an das andere ziehen und einen Acker zum andern bringen, bis daß kein Raum mehr da sei und sie allein das Land besitzen. Es ist vor den

Ohren des Herrn Zebaoth; was gilt's wo nicht die vielen Häuser sollen wüste werden und die großen und feinen öde stehen! Jes. 5, 8. 9. Wehe dem, der sein Haus mit Sünden bauet und seine Gemächer mit Unrecht! Jer. 22, 13. — Dieses göttliche Wehe ist kein ohnmächtiger Donnerklapp, sondern es wird seine Wirkung haben, hier in der Zeit und dort in der Ewigkeit. So sei nun euer Wandel ohne Geiz und lasset euch begnügen an dem, das da ist; denn Er hat gesagt: Ich will dich nicht verlassen noch versäumen. Ebr. 13, 5.

G.

### Von der geistlichen Lust.

Aus Dannhauers „Katechismusmilch“ zusammengezogen.

Es ist wohl ein klägliches Wort, welches unter andern Christus der Herr am Stamme des Kreuzes ausgesprochen, da er gerufen: Mich dürstet. Der lebendige Brunnquell, der Schöpfer aller Wasser, Brunnen und Quellen, der dem samaritanischen Weibe lebendiges Wasser versprochen hat, daß wer davon trinket, den soll nicht mehr dürsten, Joh. 4, 10. 14., der die Kinder Israel aus dem Felsen getränkt, der ruft: „Mich dürstet“; und zwar zum ersten mit leiblichem Durst, da ihm die Zunge am Gaumen geklebt und [ihn] gedürstet nach frischem Wasser. Zum andern mit einem Versöhnungsdurst; denn durch solchen Durst hat er unsere unordentliche Lust gebüßt und uns vor dem ewigen Höllendurst verwahrt. Zum dritten mit einem geistlichen Durst; er hat sich gesehnt nach unserer Seelen Seligkeit; ihn verlangt nach unserem Glauben, sehnlicher Begierde nach himmlischen Schätzen und Gütern, daß unsere Seele nach dem lebendigen Gott schreie, wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, und spreche: „Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue; es dürstet meine Seele nach Gott“, Ps. 42, 2. 3., welcher Durst und geistliche Lust auch das Thema ist, davon diesmal zum Schluß der Zehn Gebote zu handeln sein wird. Wenn der Herr im neunten und zehnten Gebot die fleischliche und böse Lust verboten, so hat er im Gegentheil geboten die ihm allein gefällige geistliche Lust und Begierde, welche in sich begreift die bewegende Ursache, durch welche solche Lust erweckt wird, den Schatz, darnach man sich gelüsten soll [lassen, und] die Lust an sich selbst.

Belangend den ersten Umstand, so entsteht diese Begierde eben daher, daher auch der Hirschdurst pflege zu entspringen. Wie derselbige durch die Jagd und heftige Haß erweckt wird, also wird auch der Mensch begierig nach himmlischen Gütern, wenn er zuvörderst spürt die Haß und Jagd der geistlichen Anfechtungen, wenn er bedenkt den alten Adam, den er mit sich schleppen muß, so lange er lebt, und spricht mit St. Paulus: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“ Röm. 7, 24.

Solcher Ueberdruß gebiert ein sehnliches Verlangen nach einem besseren und beständigen Schatz, daran der Mensch hier und dort seine Freude haben mag. Das ist nun nicht Geld, Gut, Kunst, Weisheit, Ehre, Herrlichkeit, Hausrath, Kleidung, Gärten, Musik, Pferde, Hunde, Gemälde, Bücher, u., daran sich die Welt belüftet, welche der König Salomo in vollen

Freuden genossen, aber derselben müde geworden, auch endlich gesagt: „Es ist alles ganz eitel!“ Pred. 12, 8. Wie? sprichst du, soll man [solche] Freuden, wenn sie beschert sind, nicht annehmen, sich gänzlich derselben begeben? Antwort: gar nicht; denn auch der Mensch, wenn er im Stande der Unschuld wäre verblieben, sich ordentlicherweise mit dergleichen Sachen würde belüftet haben; sondern die Meinung hat es, daß man sich an denselben nicht vergaffe, unterdes den besten Schatz verliere. „Gebrauche der Welt“ schreibt Augustin, „als ein Pilgrim eines Gasthofs, der des darin angetroffenen Hausraths sich bedient, als der wohl weiß, daß er davon und solchen Hausrath verlassen muß und seines Bleibens da nicht sei.“ Josephus Herz und Beherrschung solcher Güter sind hier vonnöthen, daß man sich an dem schönen Rock, den der himmlische Vater beschert, nicht vernarre, sondern auf Gottes Absicht Achtung gebe, der uns durch dergleichen sichtbare Güter ein Verlangen nach den himmlischen, unsichtbaren und beständigen Gütern erwecken will, daß ein christlich Herz bei sich diese Gedanken führe: Thut mir Gott so viel Gutes in dieser Pilgrimschaft, wessen habe ich erst im rechten himmlischen Vaterland mich zu getrösten.

Der Zweck aller unserer Begierden heißt: „Was droben ist“, Col. 3, 2., und begreift alle himmlischen Güter, zuvörderst das höchste Gut selbst, den Weg zur Seligkeit, den Mittler und Wegweiser, der uns die aufgeladene Gesetzeslast ab und auf sich genommen, der uns zum frischen Wasser des evangelischen Trostes begleitet, unsern Durst löscht und endlich zur seligen Ruhe im himmlischen Kanaan bringt. Und dies ist die rechte Christenlust. Denn was kann einem Menschen erfreulicher begegnen als die Versöhnung mit Gott, Offenbarung der Wahrheit, die Vergebung der Sünden? Was kann größere Lust machen als die wahre Freiheit, ein unverwundetes Gewissen, ein genügsames Leben, dabei keine Furcht des Todes ist? Ist das nicht eine große Freude, daß du als ein Christ dem wahren Gott alleine lebst? Nichts anders wünscht David, wenn er Ps. 119, 40 sagt: Siehe, ich begehre deiner Befehle; erquicke mich mit deiner Gerechtigkeit.“

Belangend nun die geistliche Lust selbst, so ist dieselbe eine streitende Lust, welche mit großem Eifer aus dem Mittel und Weg räumt alles, was der Lust hinderlich sein mag, die Lust, davon St. Paulus redet: „Den Geist gelüftet wider das Fleisch“, Gal. 5, 17; „ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen; ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüth“, Röm. 7, 22. 23. Die geistliche Lust läßt diese Schlange der innerlichen bösen Lust nicht im Busen warm werden, sondern es sichts wider dieselbe der Geist ohn Unterlaß, auf daß die rechte, Gott wohlgefällige geistliche Lust der Seelen Raum und Lust gewinne, welche ist ein sehnliches Verlangen. „Meine Seele ist zer-malmet vor Verlangen nach deinen Rechten allezeit“, spricht David Ps. 119, 20. Wie derjenige, der einen ansehnlichen Schatz gewonnen, denselben nimmer von Augen und Obacht läßt, sondern immer damit umgeht, also wer die himmlischen Güter, so im Evangelium dargeboten werden, recht erschmeckt, der verwahrt dieselben aufs beste, die sind ihm um die ganze Welt nicht feil; er duldet darüber den Raub seiner zeitlichen Güter mit Freuden, Ebr. 10, 34. Sonderlich wenn es zum Abschied kommt und

der letzte Freiheiter, der Tod, den Menschen ganz ausplündert, so steht er wohl nach seinem Schatz und spricht: „Wenn ich nur den habe und behalte, so frage ich nichts nach Himmel und Erde; wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so muß mir doch dieser mein Trost bleiben.“

Wohl nun allen solchen geistdürstigen Seelen, welche, von dem Gesetz ins Evangelium gejagt, lernen zu Kreuz kriechen. Denen verspricht der Herr, Jes. 62, 5.: „Wie sich ein Bräutigam freut über der Braut, so wird sich dein Gott über dir freuen.“ G.

## Gräfin und Schreinersfrau.

Von Emil Frommel.

(2. Fortsetzung.)

Die Dame in tiefer Trauer und im weißen Haar war eine Gräfin \* \* \* aus der Normandie in Frankreich. Sie stand hoch in den Siebzigen. Kummer und Sorge mußten das Herz der Frau tief durchplüßt haben, denn die Furchen gingen heraus bis auf's Angesicht. Ihren Mann hatte sie früh verloren und ihr war nichts geblieben als eine Tochter, die an einen Grafen verheiratet war, der am Hofe Ludwig des Sechzehnten in Paris stand. Als die Unruhen in Frankreich angingen, war die junge Frau mit dem Kinde zu ihrer Mutter geflüchtet und dort die erste Zeit geblieben. Der junge Graf aber, der vorausah, welch ernstesten Gang die Dinge nehmen könnten, faßte den Plan, in aller Stille mit seiner Familie aus dem Land zu flüchten. Damit dies ohne alles Aufsehen geschehe, sollten alle auf verschiedenen Wegen suchen aus dem Land zu kommen. Für das Kind hatte er einen treuen Diener ausgesucht, dem gab er das Kind. In der Stadt Frankfurt am Main wollten sie alle wieder zusammenkommen.

Die junge Gräfin wurde aber durch die Aufregung und Angst um ihren Mann und ihre Mutter und ihr Kind auf ein schweres Krankenlager geworfen, und ihre Mutter wollte sie nicht verlassen. So verging eine Woche nach der andern, während dem die Gräfin zwischen Leben und Tod schwebte. Ohne Aufsehen zu erregen, konnte der Graf Paris nicht verlassen; er beschloß, die Genesung abzuwarten und dann mit ihr auf eine Erholungsreise zu gehen, die Jedermann dann natürlich finden mußte. Der Diener war vorausgeeilt und glücklich in Frankfurt angekommen und erwartete schmerzlich seine Herrschaft. Woche um Woche verging, es kam weder Brief noch Herrschaft. Der Mann wußte sich fast nicht mehr sicher in der Stadt mit dem Kinde, da in Frankfurt viele waren, die mit den Freiheitsmännern in Paris in Verbindung standen und jeden angekommenen Flüchtling dort anzeigten. Er beschloß darum, auf ein stilles abgelegenes Dorf zu gehen, das Kind einstweilen unterzubringen und dann nach Paris zurückzukehren. So kam er auf den Rath eines Pastors in Frankfurt, der ihm einen Brief an seinen Amtsbruder mitgab, nach Ohfenbach und ging zu dem alten Pfarrer; dem erzählte er unter dem Siegel der Verschwiegenheit die ganze Geschichte und bat ihn, ihm christliche Leute zu nennen, die ein solches Kind nehmen würden, und der Pfarrer rieth ihm den alten Niklas an. So haben wir den Reiter damals das Kind bringen sehen.

Der Reiter selbst war auf Umwegen zurück nach Paris gekommen. Dort hörte er von der Krankheit der Gräfin. Der Graf erklärte ihm, warum er nicht geschrieben, indem sonst leicht Plan und Ort verrathen worden wären. Nur der Pfarrer gab von Zeit zu Zeit an den Reiter Nachricht von dem Befinden des Kindes. Als die Gräfin so weit hergestellt war, daß man an eine Reise hätte denken können, brachen die Schreckenstage herein. Auf die Abtügen und die nächste Umgebung des Königs wurde zuerst Jagd gemacht; ihrer viele Hunderte lagen in den Gefängnissen, unter ihnen bald auch der Graf und die Gräfin, die in der Nacht aus dem Schlaf gerissen, ins Gefängniß geworfen worden waren. Der Prozeß wurde ihnen gemacht, und beide fielen unter der Guillotine. Die Mutter der Gräfin war glücklich nach Belgien entkommen; sie hatte nichts von dem Schicksal ihrer Kinder und des Enkels mehr gehört. — Der alte Diener rettete aus dem Hause, was er zu retten vermochte, noch ehe der Palast des Grafen als öffentliches Eigenthum versteigert wurde, und eben von diesem Geld schickte die treue Seele an den alten Pfarrer Geld, so viel er konnte. Daß das Geld auf einmal ausblieb, hatte aber seinen Grund darin, daß der Diener selbst unter die Fahne mußte und mit Napoleon nach Italien und Afrika zog. Aber die Sorge um das Kind verließ den treuen Menschen nicht. Wie oft er auch geschrieben hatte an den Wohnort der alten Gräfin, er hatte nie eine Antwort erhalten; Niemand wußte, wo sie war und lebte. Auch von dem alten Pfarrer waren die Briefe ausgeblieben, denn er war ja gestorben. In seinen Gedanken aber tröstete er sich, das Kind sei gut aufgehoben bei den Leuten, und sicherer als irgendwo in seinen Bauernkleidern.

Nach den langen Kriegsjahren wars Friede geworden, als die Engländer den kaiserlichen Adler auf Sanct Helena angeschmiedet hatten; das alte Königsgeschlecht kam wieder auf den Thron, freilich um nachher noch einmal heruntergeworfen zu werden. Da kehrten auch die alten adligen Flüchtlinge und die zerschossenen kaiserlichen Soldaten zurück, und jeder hatte an seinen alten Wunden zu heilen. Unter ihnen war auch der alte Diener, der Reitersmann, nach Paris gekommen und wurde dort im Invalidenhaus untergebracht. Jetzt hatte er wieder Zeit, an das Kind zu denken und nachzusehen. Stundenlang saß er vor dem Palast, der seiner unglücklichen Herrschaft gehört hatte. Da wars an einem Tage dort laut und lebendig, es wurde aus- und eingepackt; er fragte, was das alles bedeuete. Da wurde ihm geantwortet: „Wißt Ihr denn nicht, daß die alte Gräfin \* \* \* wiedergekommen ist, und daß ihr der König den Palast ihrer Tochter wieder geschenkt hat?“ Da hätte der alte Reiter gern einen Freudensprung gethan, wenn ihn sein Stelzfuß nicht gehindert hätte: er konnte nur ausrufen „Gott sei gelobt!“ — Eine Woche darauf zog er seinen Sonntagstaat an; mit dem Ehrenkreuz auf der Brust kam er in den Palast und fragte nach der Gräfin. Was für ein Wiedersehen das war, will ich nicht beschreiben, aber denken kann sich Jeder, der das Herz auf dem rechten Fleck hat. Da erzählte er von dem Kind und wie ers untergebracht und so weiter. Und die Gräfin wollte gleich morgen hin. Aber das ging nicht so schnell, als sie sichs gedacht, denn die Dame war alt und gebrechlich, und die Doktoren fürchteten

alle für ihr Leben. Aber Mutterliebe weiß nichts von Furcht. Sie war schon oft dem Tode entronnen, und warum sollte sie da umkommen? Am liebsten hätte sie den alten Invaliden selber mitgenommen; aber der konnte nicht mehr, den brännten seine alten Wunden. Er gab ihr die Adresse und beschrieb ihr den Ort und die Leute ganz genau und rieth ihr, nur zum Pfarrer zu gehen, der könne ihr auf die Spur helfen. „Und wenn ich nur des Kindes Grab sehe,“ sagte die Gräfin, „so will ich zufrieden sein.“ So machte sie sich auf und kam nach Ohfenbach. Ihr erstes war zum Pfarrer zu gehen. Der hatte ja das fremde Kind, das des Tischlers Frau war, selber getraut und von seinem Vorfahr im Familienbuch des Orts die Notiz gefunden: „Anno 1789 ist ein fremd französisch Kind durch einen Reiter ins Ort gekommen und dem Niklas vom Unterdorf übergeben worden. Gott erbarm sich aller Waisenkinder!“ Der Pfarrer erzählte ihr, so viel er wußte, sie konnte aber nicht warten, bis er mitging. Sie ging allein voraus. Mehr als allen Urkunden und Versicherungen traute sie ihren Augen, und siehe, das Mutterauge hatte sich nicht getäuscht. Sie erkannte in der hübschen Schreinersfrau das Kind und Ebenbild ihrer unglücklichen Tochter.

So war denn das Räthsel gelöst und alles erklärt; aber die Schreinersfrau wußte darum noch nicht, wo sie hinschauen sollte, und ihr Andreas auch nicht. Die Dame zu umarmen, hatte sie den Muth nicht, wiewohl das Herz sie zog, auch dachte sie, es möchte das der Elisabeth weh thun, die bisher Mutter und Großmutter und alles an ihr gewesen. Das Herz wurde ihr schwer, sie nahm den Schürzenzipfel und wischte sich die Thränen aus den Augen. Und das war das Beste, was sie thun konnte. Der alten Dame wards auch schwer, so unverstanden ihrer einzigen Enkelin gegenüber zu sitzen und den einzigen Menschen, der ihr auf dem weiten Erdboden angehörte, so fremd zu sehen. Es kam eine unheimliche Stille über alledem ins Zimmer; je länger aber so eine Stille dauert, desto mehr nimmt sich ein Jedes vor, auch zu schweigen, und keines will anfangen mit reden. Endlich faßte sich der Pfarrer ein Herz und bat die Dame, wenn sie mit seinem Hause vorlieb nehmen wolle, ihm dorthin zu folgen, damit sich die Leute einstweilen erholen könnten. Die Dame willigte ein. Bevor sie aber schied, nahm sie eine schwere goldene Kette vom Hals, an der ein Bild hing, und hängte sie der Schreinersfrau um. Es war das Bild ihrer Tochter, der Mutter der Christophine. Sie küßte sie, versprach morgen wieder zu kommen, und der Wagen fuhr ins Pfarrhaus. Die Dame blieb allein auf ihrem Zimmer den Abend durch. Allerhand Pläne mußten ihr durch den Kopf gehen, denn sie sprach laut mit sich selbst und blieb bis spät in die Nacht hinein auf.

„Sie dauert mich doch recht, die alte Dame,“ sagte die Pfarrfrau zu ihrem Manne, „sie hat doch viel Unglück gehabt, und jetzt muß sie ihre Enkelin so treffen.“

„Doch,“ sagte der Pfarrer, „das sind Gottes Wege. Der Christophine ist's für ihre Seele besser, daß sie eine Schreinersfrau geworden ist, als eine Gräfin. Das glaub du mir.“

„Was wird sie jetzt wohl thun, was meinst du?“ sagte die Frau.

„Das weiß ich nicht, aber das hoff ich zu Gott daß sie nichts Verkehrtes thut.“

„Wie meinst du denn das?“ antwortete die Frau.

„Ich will ihr nicht unrecht thun zum Voraus. Du wirst wohl morgen erfahren,“ antwortete der Pfarrer.

(Fortsetzung folgt.)

## Zur Arbeiterfrage.

### XI.

Von den Pflichten des Arbeiters.

Wenn wir hier von den Pflichten des Arbeiters handeln, so fassen wir, da wir es ja mit der Arbeiterfrage zu thun haben, nur solche Pflichten eines Arbeiters ins Auge, welche sein Arbeiterberuf mit sich bringt, oder deren Erfüllung von dem geistlichen Fortgang seines Berufs abhängt.

So ist denn die erste Pflicht des Arbeiters seine Arbeit. Da könnte jemand meinen, das brauche man nicht erst zu sagen, das verstehe sich doch ganz von selbst. Aber es giebt mehr Dinge, die sich von selbst verstehen, und die man doch einschärfen und immer wieder einschärfen muß, und die doch immer wieder außer Acht gelassen werden. Wie manches Unglück wäre nicht passiert, wenn der Weichensteller auf der Eisenbahn seiner Pflicht eingedenk zu rechter Zeit und wie es sich gehörte, seine Arbeit gethan hätte; wenn Maurer und Zimmerleute in diesem Stück ihre Pflicht nicht versäumt hätten; wenn Erdarbeiter und Grubenarbeiter die Regeln, welche bei ihrer Arbeit gelten müssen, nicht aus den Augen gesetzt hätten. Wie mancher Arbeitgeber wäre vom Bankerott bewahrt geblieben, wenn er tüchtigere oder treuere Arbeiter gehabt hätte.

Beides nämlich, Tüchtigkeit und Treue, gehört dazu, daß ein Arbeiter seine Arbeit, wie er soll, verrichte. Wer die Arbeit, die er übernommen hat, nicht versteht, der kann sie eben nicht leisten; und wer die Arbeit wohl versteht, aber nicht treu verrichtet, der leistet eben auch nicht, was man von ihm mit Recht verlangt. Wer aber das nicht leistet und dann doch seinen Lohn einfordert und einstreicht, der nimmt etwas, das ihm nicht gebührt, und versündigt sich also gegen das siebente Gebot. Wie also einer nicht Geschäftsunternehmer werden soll, der nicht die Gaben und Kenntnisse dazu besitzt, so soll auch keiner eine Arbeit übernehmen, die er gar nicht oder nur unzulänglich versteht, und sich dafür einen Lohn ausbedingen oder durch seine Verbindung ausbedingen lassen, der solchen gebührt, welche dieser Arbeit wirklich gewachsen sind. Ist es des Arbeitgebers Pflicht, den ausbedungenen Lohn zu bezahlen, so ist es nicht minder des Arbeiters Pflicht, die ausgedungene Arbeit zu leisten, und wer das nicht kann, der soll nicht die Ansprüche machen, zu denen ein Anderer, der mehr kann, ein Recht hat. Gesezt es wollte einer eine gut besoldete Organistenstelle übernehmen, begäbe sich auch seiner Zeit auf die Orgelbank und wühlte mit Händen und Füßen in den Tasten, daß ihm vor Arbeit und den Zuhörern vor Angst und Entsetzen der Schweiß von der Stirne liefe, während die Orgel in Jammertönen laut aufheulte, — was würde man einem solchen Organisten sagen? Und wenn er spräche: „Ich gebe zu, daß ich von der Musik nicht viel verstehe; aber ich strenge mich doch redlich an und lasse mir's sauer werden; habt ihr denn nicht gesehen, wie ich geschwitzt habe?“ — so würde man

ihm antworten: „Lieber Freund, für das Schwitzen besolden wir dich nicht, und Orgel spielen kannst du nicht; komm uns nicht wieder auf die Orgelbank.“ Oder wenn sich jemand für einen Schuhmacher ausgab, und ich bestellte mir bei ihm ein Paar Schuhe, und er klopfte mir ein Paar Dinger zusammen, die ausfähen, als wären sie für einen jungen Elephanten bestimmt, und Wasser faßten wie ein Sieb, und er dann, wenn ich mit dem Bezahlen Schwierigkeiten machte, spräche: „Was? Habe ich doch drei volle Tage darüber zugebracht und noch die halben Nächte gearbeitet; und nun soll ich meinen sauer verdienten Lohn nicht haben?“ — dem müßte man sagen: „Du bist ein Lederverberber, aber kein Schuhmacher, und was du da gebaut hast, kann man allenfalls als Freibeutel für einen Maulesel benutzen, aber Schuhe sind es nicht; wie kannst du dich nur unterstehen und noch Arbeitslohn verlangen?“ Nein, wer mit Recht Organistenlohn beanspruchen will, der muß vor Allen Orgel spielen können, und wer Schuhmacherlohn verlangen will, der muß ordentliche Schuhe machen können, und wer für andere Arbeit vollen Lohn fordern will, der soll auch voll und ganz die Arbeit leisten können, für die er will bezahlt sein. Auch ihren Mitarbeitern sind solche Arbeiter, welche in ihrem Handwerk das nöthige Geschick oder die durchschnittsmäßig erreichbare Fertigkeit nicht haben, zu merklichem Nachtheil. Arbeiter dieses Schlags, denen wegen mangelnder Fähigkeit die Arbeit nicht von der Hand geht, oder deren Pfscherei wieder abgerissen werden muß, werden, wo sie überhand nehmen, Ursache zur Herabsetzung des Arbeitslohnes, schädigen den Ruf des Geschäfts, wodurch dann weitere Einschränkungen nöthig werden, und von dem allen werden die fähigen Arbeiter mit betroffen. Auch in Rücksicht auf das Wohl des Arbeiterstandes ist also billig zu fordern, daß der Arbeiter keine Arbeit übernehmen soll, die er nicht recht schaffen leisten kann.

Er soll aber die Arbeit nicht nur leisten können, er soll sie auch redlich leisten wollen und wirklich leisten. Dazu verpflichtet er sich durch seinen Kontrakt mit dem Arbeitgeber, und diese Pflicht hat er nicht nur zu erfüllen, so lange ihm der Arbeitgeber oder der Vormann auf die Finger sieht, sondern auch, wenn ihn nur der sieht, dessen Auge auch ins Verborgene dringt. Gewiß sind die Klagen der Arbeiter über manche Arbeitgeber oder ihre Aufseher berechtigt, daß sie rücksichtslose Treiber und Hezer sind, die den Arbeiter kaum zu Athem kommen lassen, sich nicht kümmern, mag er vor Hitze fast oder gar umkommen, mag ihm die grausamste Kälte zusetzen. Wenn Gott spricht: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehs“, so wird er viel mehr verlangen, daß der Arbeitgeber mit seinem Arbeiter, der sein Mitmensch und Bruder ist, Erbarmen habe, und wird auch das Seufzen unbarmherzig gehefter Arbeiter nicht ungehört und den Unbarmherzigen nicht ungestraft lassen. Aber es darf auch das nicht ungesagt bleiben, daß treulose, pflichtvergeßene Arbeiter vielfach selbst Ursache zu solcherlei Drangsalirung geben, indem sie nur so lange sich gehührenderweise anstrengen, als sie wissen, daß man sie unter den Augen hat oder ihnen nachmessen und nachrechnen kann, was sie thun, hingegen lässig und lieblich arbeiten, wenn sie glauben oder wissen, daß sie damit durchkommen und voll bezahlt werden. Bei einem treuen christlichen Arbeiter soll das gar keinen Unterschied machen, ob des Arbeitgebers Augen auf ihm ruhen oder seine Arbeit abschätzen können oder nicht; er kennt seine Pflicht, ist nicht ein Augendiener, sondern

bleibt des eingedenk, daß Gottes Auge wacht bei Tag und Nacht, und daß er Rechenschaft geben muß von seiner Arbeit vor demselben Herrn, vor dem sein Arbeitgeber Rechenschaft geben muß von seinem Thun. Solche Treue wird dann auch in den allermeisten Fällen anerkannt, daß die Arbeitgeber zuverlässige, gewissenhafte Arbeiter werth schätzen, selbst wenn sie dabei nur vornehmlich ihren eigenen Nutzen reden lassen, und es kommt gar nicht selten vor, daß man in Zeiten, wo die Geschäfte langsam gehen und man sonst geneigt wäre, zeitweilig den Betrieb einzuschränken oder ganz einzustellen, dies nicht thut, sondern weiter arbeiten läßt, nur um bewährte Arbeiter dem Geschäft zu erhalten. In andern Fällen, wo eine Einschränkung des Betriebs unabmeislich geworden ist, weiß der Unternehmer sehr wohl bewährte Treue zu berücksichtigen und zu bevorzugen, wenn ein Theil der Mannschaft entlassen werden muß. In noch anderen Fällen heißt es wohl: „Wir haben jetzt leider keine Beschäftigung mehr für dich; aber sobald dein Posten wieder besetzt werden kann, werden wir es dich wissen lassen; du sollst der Erste sein, dem er angeboten wird, denn wir kennen dich.“ So weiß Gott schon hier die Pflichttreue des Arbeiters zu segnen.

Eine besondere Pflicht des Arbeiters unserer Tage erwächst aus den besonderen Umständen, unter denen heutzutage die Arbeiter der Mehrzahl nach ihren Beruf ausüben, daß sie nämlich meistens Materialien verarbeiten und Maschinen handhaben, die nicht ihr, sondern ihrer Arbeitgeber Eigentum sind. Da ist es nun des Arbeiters Pflicht, solch fremdes Eigenthum, das unter seine Hände kommt, zu halten und zu schonen, als wäre es sein eigen. Der Arbeiter, der sich dieser Pflicht bewußt ist, kann durch treue Erfüllung derselben seinem Brotherrn förderlich und dienstlich sein, wer sie vergißt und versäumt, ihm Schaden und Nachtheil bringen. Und auch in diesem Stück ist ein treuer Arbeiter beflissen, seine Pflicht zu thun, gleichviel ob er dabei von Menschen überwacht wird oder nicht. Ein christlicher Arbeiter prüft sich auch vor Gott und seinem Gewissen, ob er es wohl in diesem Stück habe fehlen lassen, und Dr. Luther giebt ihm dazu Anleitung, wenn er im Kleinen Katechismus, wo er von der Beichte handelt, auf die Frage, welche Sünden die seien, die man beichten solle, antworten läßt: Da siehe deinen Stand an, ob du... veräumt, vermahloft, Schaden gethan hast. Und wenn er nun findet, daß er nicht so treu und gewissenhaft gewesen sei, wie er hätte sein sollen, so bittet er Gott um seinen Beistand zur Besserung. Und will ihn jemand verführen zu Untreue und Pflichtverletzung, so weist er den Verführer von sich und spricht: „Gehe hinter mich, denn du meinst nicht was göttlich, sondern was menschlich ist.“

Zu den genannten Pflichten eines Arbeiters kommen aber noch solche, zu deren Erfüllung ihm seine Arbeit die Mittel gewähren soll, oder an deren Erfüllung ihn unter Umständen seine Arbeit hindern kann, und die deshalb hier für uns auch in Betracht kommen.

Ist der Arbeiter Hausvater, so liegt ihm die unabmeisliche Pflicht ob, seine Hausgenossen, Weib und Kinder, zu versorgen. „So jemand die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen, nicht versorget, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger denn ein Heide“, spricht St. Paulus 1 Tim. 5, 8. Das aber, wodurch ein Arbeiter die Mittel zur Versorgung der Seinen erwerben soll, ist ja eben seine Arbeit. „Du wirst dich nähren von deiner Hände Arbeit,“ spricht Gott der Herr Ps. 128, 2., und wenn er gleich darauf fortfährt:

„Dein Weib wird sein wie ein fruchtbarer Weinstock um dein Haus herum, deine Kinder wie Delzweige um deinen Tisch her,“ so liegt darin die Zusage, daß des Hausvaters Arbeit auch dahin reichen soll, daß der Weinstock nicht verkümmere und die Delzweiglein nicht um einen leeren Tisch her verkommen sollen. Es hat deshalb ein solcher Hausvater nicht nur die Pflicht, fleißig zu sein bei seiner Arbeit, sondern auch darauf bedacht zu sein, daß dieselbe gebührenden Lohn erziele. Wer ihm mit Unrecht seinen Lohn verkürzt oder vorenthält, der nimmt nicht nur ihm, was ihm gebührt, sondern auch seinem Weib und seinen Kindern das, was ihnen durch des Hausvaters Arbeit sollte zu Theil werden, und der Arbeiter thut nur seine Pflicht gegen die Seinen, wenn er alle nach Gottes Wort erlaubten Mittel anwendet, um sich und den Seinen den Ertrag seiner Arbeit zu sichern, der ihm nach Recht und Billigkeit zukommt. Da soll er gegen die, die draußen sind, wo es nöthig ist, auch die Obrigkeit um Hilfe anrufen, daß sie ihm zu seinem Recht ver helfe; denn dazu hat Gott die Obrigkeit geordnet, und der von Gott geordneten Mittel mag sich auch ein Christ bedienen, wozu sie geordnet sind. Auch die Anwendung menschlicher Klugheit und Umsicht in diesen Dingen ist dem Christen unverboden, und wer selber mit Klugheit und Gewandtheit nur spärlich begabt ist, der mag sich auch der Klugheit bedienen, die Gott anderen Leuten beschert hat. Nicht aber darf mit der Klugheit die Falschheit gepaart sein; nicht sind allerlei böse Mittel und Wege erlaubt oder gar geboten, wenn sie angewendet werden zur Erreichung guter Zwecke und zur Erfüllung heiliger Pflichten. Verkehrt und verwerflich wäre es, wenn ein Arbeiter sagen wollte: „Ich muß Weib und Kinder ernähren; das ist meine Pflicht, und wenn ich der auf geraden Wegen nicht nachkommen kann, so muß ich eben auch einmal auf krummen gehen; meine Pflicht treibt mich zu den Arbeitsritten und anderer geheimen Gesellschaften; was bleibt mir anders übrig, wenn ich Weib und Kinder ernähren soll?“—Einem solchen wäre zu antworten: Das hast du nicht aus Gottes Wort und Gottes Geist. Der Apostel sagt, die, welche sagen: Lasset uns Uebels thun, auf daß Gutes daraus komme, werden mit Recht verdammt, Röm. 3, 8. Des Christen Spruch ist: „Bet und Arbeit, so hilft Gott allezeit.“ Der heilige Psalms ist jung gewesen und alt geworden und hat nie den Gerechten verlassen gesehen, oder seinen Samen nach Brot gehen, Ps. 37, 25 und der Gott Davids lebt noch, und ohne seinen Willen fällt auch im neunzehnten Jahrhundert kein Sperling vom Dach, und seine Kinder sind ihm auch heute noch mehr werth als viele Sperlinge.

Das führt uns nun zur Besprechung der letzten und ersten und höchsten Pflicht eines christlichen Arbeiters, seiner Christenpflicht, der Pflicht, die er schon in der Taufe übernommen hat, da er entsagt hat dem Teufel und allen seinen Werken und allem seinem Wesen, hingegen sich zu lebenslangem, ja zu ewigem Dienst ergeben hat dem dreieinigen Gott. Nach dieser Gott gelobten Pflicht, zu der er sich dann in seiner Confirmation aufs neue öffentlich bekannt hat, ist er heilig verbunden, sein ganzes Leben, also auch sein Arbeiterleben, einzurichten nach Gottes Wort und Willen, zu fliehen und zu meiden, was dem entgegen ist, sich vorzusehen vor den falschen Propheten, die besonders zu dieser Zeit die Arbeiter auffuchen in den Schafskleidern vorgeblicher Menschenfreundlichkeit und Brüderlichkeit und Gerechtigkeit für Reich und Arm, um zugleich ihre bösen, verderblichen Lehren von Weltverbesserung

und Menschenbeglückung an den Main zu bringen, Lehren, die schon in diesem Leben auf Gewalt und Umsturz göttlicher und menschlicher Ordnung hinauslaufen und die, welche sich ihnen ergeben, abführen in ewiges Verderben, in die Hölle und in die Qual. Mag es auch immer schwerer werden, dieser Pflicht getreu durch dieses Leben zu wandern, ein gutes Gewissen zu bewahren bei den irdischen Geschäften, in der Welt zu leben und doch nicht von der Welt zu sein, sondern sich von der Welt unbesleckt zu halten, so treffen diese Bedrängnisse der letzten Zeit nicht den Arbeiter allein, sondern auch den christlichen Handelsmann und Fabrikanten, ja auch Prediger und Lehrer. Darum thut es doppelt und dreifach noth, daß wir alle-samt wachen und beten, Gottes Wort unseres Fußes Leuchte sein lassen, uns gegenseitig ermuntern, stärken, warnen, auch nach Kräften, wo es nöthig ist, leiblich unterstützen, die zeitlichen Güter so gebrauchen, daß wir darüber die ewigen nicht verschmerzen, dabei fleißig arbeiten, so lange uns Gott unsere Arbeitstage hienieden zumißt, und mit sehnlichem Verlangen uns freuen auf den Ruhetag, der vorhanden ist dem Volke Gottes, den schönen, feierlichen, von unsterblichen Lobgesängen durchklingenen Sonntag, der jedem im Glauben treu gebliebenen Arbeiter anbricht in dem Augenblick, da sich an ihm erfüllt das Wort der Offenbarung: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit.“

### Im kalten Süden.

Ein Kapitel aus der Missionsgeschichte.

Für das „Gemeindeblatt“ bearbeitet.

(Fortsetzung und Schluß.)

Gardiner läßt sich auch hierdurch nicht abschrecken. Er wechselt nur das Feld seiner Arbeit.

Er segelt von Afrika nach Südamerika, nach Buenos-Ayres. Hier, wo die Bettler selbst zu Pferde betteln, bittet er nur um die Erlaubnis, den in heftiger Fehde mit den Weißen lebenden Indianern das Wort des Friedens bringen zu dürfen. Aber die Weißen fanden sein Unternehmen thöricht; die Wilden waren mitten im Kriegsturm vollends taub für Friedensworte. Er mußte weichen. Da versuchte er es unter den arakanischen Indianern. Aber auch hier traten ihm wahre Berge von Hindernissen entgegen. An allen Thüren abgewiesen, dachte er an die Elendesten der Elenden in ihrem unfurchtbaren Lande.

Freilich sollte ihm Patagonien nur als Vorhalle dienen. Er wollte nur mit den armseligen zerstreuten Wilden in der rauhen, wilden Gegend den Anfang machen, um durch sie hindurch immer mehr nach Norden zum Rio negro und darüber hinaus vorzubringen — wo möglich bis zu den Pampas von Buenos-Ayres.

Voll dieser Pläne ging er nach England zurück und ließ eine kleine Schrift ausgeben, betitelt: „Erste Ansprache an die britischen Christen zu Gunsten der Patagonier.“ Eine kleine Zahl von Freunden sammelte sich um Gardiner und bildete kühnlich eine Committee für eine patagonische oder amerikanische Missionsgesellschaft! Gar zu gerne hätte man nun gleich einen studirten Prediger und einen Katechisten ausgesendet, aber es fand sich kei-

ner, der auf den Plan hätte eingehen mögen. Auch wären zunächst nur Mittel für einen Missionar vorhanden. Da beschloß man Mr. Robert Hunt als Missionskatechisten auszusenden; ihn wollte Capitän Gardiner auf eigene Kosten begleiten.

Beide segelten getrost und guten Muthes am 12. Dezember des Jahres 1844 an Bord der Brigg Rosalie nach Patagonien ab. Nach 6 Wochen fielen die Anker beim Cap Gregory in die nach Westen jagenden Wasser der Magelhaensstraße.

Zugewichtetes Bauholz hatte man vorsichtiger Weise mit an Bord genommen. Bald wurde es in die Erde gerammt und festgeschlagen und mit Brettern verkleidet und bedacht. Zwei budenartige Bauwerke, die man Häuser nannte, boten kühn dem pfeisenden Sturme Trotz, für Strand und Meer ein niegesehenes Schauspiel. Bald sagten leider die guten weisen Freunde samt ihrem Fahrzeug Lebewohl.

Den beiden Zurückgebliebenen ward am öden Strande doch etwas einsam zu Muthe — und noch einsamer, als sie Gesellschaft erhielten. Ein wilde Familie von Feuerländern umschoberte ihre Wohnungen und gaffte sie mit ihren mißtrauischen Glosaugen an. Da weder die Engländer das Pescheräh, noch die Pescherähs englisch verstanden, so sprach man gegenseitig zu tauben Ohren und wurde auch der stummen Zeichensprache bald müde. Unsere Freunde hatte Verlangen nach Patagonien. Deshalb machten sie sich bald auf den Weg, um zu suchen. Zwei Tagereisen weit entfernten sie sich von ihrer kleinen Niederlassung. Ohne Erfolg kehrten sie ziemlich niedergeschlagen zurück. Da erschien auf einmal ein patagonischer Häuptling Namens Wissale. Er brachte bald 70 bis 80 seiner Stammesgenossen — aber das verbesserte die Lage der beiden Europäer durchaus nicht. Unsere Patagonier erschienen bald wie lauter „Bettler mit bloßem Degen.“ Was sie sahen, wollten sie haben, wie Kinder auf dem Jahrmart. Es bedurfte großer Klugheit, Festigkeit und Geduld, um mit dem stets unverschämter werdenden Schwarm nur einigermaßen fertig zu werden. Nächlicher Schreck wechselte mit Schabernack bei Tage. Oft glaubten sie sich ihres Lebens nicht mehr sicher. Von geistlicher Einwirkung konnte natürlich nicht die Rede sein. Unter diesen Umständen schien ihnen die Ankunft eines englischen Schiffes wie ein Wink vom Herrn. So schwer ihr Herz war, daß sie ihre Liebesthätigkeit auch nicht einmal hatten anfangen können, es blieb ihnen zunächst nichts übrig, als Rückkehr in die Heimath. Dort konnten sie vielleicht noch allerlei vorbereiten, was zur Förderung der Sache diene. Anno 1848, in demselben Jahre wo durch Europa ein wüster Heidenlärm tobte, machte Gardiner sich von Neuem auf, den Heiden das Wort des Lebens zu bringen. Vier Seeleute und ein Schiffszimmermann boten ihm hülfreiche Hand. Diesmal wandte man sich nach dem eigentlichen Feuerlande und ging an der sogenannten Beaglestraße bei der kleinen Pictoninsel vor Anker. Hier sollte der eigentliche Sitz der Mission aufgeschlagen werden. Gardiner wählte dazu einen Platz, welchem er den Namen Fahnenbucht gab. Wieder erschienen auch hier Pescherähs. Das alte Spiel begann von Neuem. Nichts war vor ihren Diebesgriffen sicher. Nacht für Nacht mußte Wache gehalten werden. Sie konnten weder ungestört

ihren Bau ausführen, noch mit Sicherheit sich von einander trennen. Die Kleider riß man ihnen ohne Umstände vom Leibe. Die Küstenstation ließ sich nicht halten. Bald schifften sie ihre Vorräthe wieder ein und segelten mit demselben Schiffe, womit sie gekommen waren, an der Westküste Patagoniens hinauf. Glücklich kamen sie nach Payta in Peru. Gardiner aber begab sich über Panama und Westindien wieder in die englische Heimath zurück. Doch verlor er bei allen Hindernissen den Muth nicht. Nur das Eine wurde ihm klar: vor allen Dingen that das Erlernen der fremden Sprache noth. Bis dahin meinte er, sollte man die nöthigen Vorräthe auf verdeckten Booten lassen, die in gehöriger Entfernung vom Ufer ankereten, damit man sich bei etwaiger Bedrängnis dahin zurückziehen könne.

Aber dieser Plan schwankte auf Wellen. Niemand wollte sich darauf einlassen. Der patagonischen Gesellschaft fehlten die Mittel. Gardiner ging über den Canal nach Sachsen, er stieg zu den schottischen Bergen. Die Hoffnung lag in den letzten Zügen: da wurde sie durch weibliche Opferwilligkeit neu belebt. Eine christliche Dame übergab der frostigen Mission auf einmal 7000 Thlr. Damit ließ sich etwas anfangen. Gardiners Augen leuchteten. Nun fanden sich auch sechs Gehülfen für den seckundigen Leiter der Unternehmung: ein Lehrer an einer Sonntagsschule, John Maidment, ein Wundarzt, Richard Williams, der Schiffszimmermann Joseph Erwin und drei Fischer John Badcock, John Bryant und John Pierce. Der kleinen Gesellschaft standen zwei bedeckte Boote und und außerdem zwei kleinere zu Gebote. Und wie that nun die Liebe so willig und reichlich ihre Hände auf! Man wußte ja, die Freunde würden in jenem Hungerlande nur finden, was sie mitbrächten! Vorräthe aller Art wurden sorgfältig und reichlich eingeladen. Weiteres wollte man zu rechter Zeit über die Falklandsinseln nachsenden.

Am 7. September lichtete das stattliche Barkschiff „Die Seekönigin“ die Anker. Die Fahrt ging glücklich von Statten. Schon anfangs Dezember legte „die Seekönigin“ bei der Pitkoninsel an

Wie spöttisch piff ihnen der Wind ein Anknuslied am kahlen, dürren Ufer entgegen. Zelte aufzuschlagen, um sich etwas bergen zu können, that vor Allem noth. Aber kaum waren sie auch damit fertig, als das heimathliche Schiff die Segel spannte und ihren ernst nachschauenden Blicken entchwand!

Nun waren sie allein — allein in einem unwirthbaren Lande, dessen Eingeborene früher nicht viel Zeichen von Wohlwollen gegeben hatten. Ihre Hauptaufgabe mußte sein, von den Eingeborenen nur erst die Sprache zu lernen. Dazn war aber ein Verkehr und Umgang nothwendig. Sollten sie abwarten bis die Talglück liebenden Freunde zu ihnen kamen? Feuerland lag ihnen lochend gegenüber, nur durch einen schmalen Meeresarm getrennt. Hoch gingen hier die Wogen, und als sie auf ihrem kleinen Fahrzeuge wild umhergeworfen am jenseitigen Ufer landen wollten, war es plötzlich umpfählt von drohenden, wasserschwingenden Eingeborenen. Es blieb nichts übrig, als umzukehren und sich durchnäst und durchfroren, wie sie waren am Feuer zu trocknen und unter ihren lustigen Zelten auszuruhen. Nach einiger Zeit machten sie einen anderen Versuch. Zwar kamen sie ans Land, aber

balb waren sie von unheimlichen Gestalten rings wie umschlossen und eingesperrt, von den unverständenen wilden Tönen, die wie Heulen, Schnauben und Keuchen klangen, wie betäubt!

Die Noth wuchs. Als die Eingeborenen erst merkten, daß von diesen Weißen nichts zu fürchten wäre, ließen sie es nicht bei der Abwehr bewenden. Sie erstatteten nun ihrerseits Gegenbesuche, wurden dabei aber so zubringlich, frech, unruhig und unlenkbar, daß die Sieben suchen mußten, ihren geringen Späheraugen zu entgehen.

Die an europäische Bequemlichkeit in Kleidung, Nahrung Wohnung gewöhnten Sieben mußten leben wie Seeräuber. Selten konnten sie auch nur auf kurze Zeit an einem und demselben Platze bleiben! Am 24. Januar 1851 zogen sie sich nach einem öden, vielleicht den Eingeborenen unzugänglichen Ort zurück, dreißig Meilen westlich von Cap Horn, also offenbar in die Region der grimmigsten Stürme. Er hieß Spanierhafen. Dabei wurde eins der Boote ganz und gar zum Wrack gequetscht. Sie mußten es ans Land ziehen, bedeckten es mit einem Zelte und konnten es nur noch als Schlafstelle benutzen.

Ein andermal brachen plötzlich ungeheure Springfluthen herein. Ein kalter Strom, der ihnen über Angesicht und Leib fuhr, weckte sie aus der von mancherlei Träumen beunruhigten Nachtruhe. Raun entrannen sie mit dem nackten Leben. Betend harreten sie auf einem von der Fluth umspülten Felsen der Ebbe und dem Tage entgegen. Ihre Vorräthe, ihre warmen Kleider ihr Fischernetz, alles wurde von der Fluth hinweggespült.

War aber an der Fahnenbucht ihres Bleibens nicht, es war dies doch der Platz, wo sie die Schiffe zu erwarten hatten, die ihnen — bis spätestens zum Juni — von England aus nachgeschickt werden sollten! Wenn nun ein Schiff ankam — und fand die Heidenboten nicht? — Gardiner kam auf einen glücklichen Gedanken. Er schrieb allerlei Notizen auf Zettel, that sie in Flaschen und vergrub diese an verschiedenen Stellen. Darüber richtete er Bretterstücke auf, an welchen mit rosen Buchstaben zu lesen war: „Grabt hier nach!“

Die Noth wuchs. Dem zunehmenden Mangel gesellte sich eine Verbündete desselben, die Krankheit.

Mit Staunen sah einer dem andern in den Mund. Das Zahnfleisch wurde dunkelblau, fast schwärzlich. Es schwell auf und fing bei der leisesten Berührung an zu bluten. Die Zähne wurden locker, das Gesicht blaß, die Haut fleckig. Nach einiger Zeit schwellen auch die Füße. Zuletzt wurde der ganze Leib dem Kranken zu einer fremdartigen Last. Dieser hatte keine Kraft, keine Lust, sich von der Stelle zu bewegen. Und legte er sich bequem rückwärts, so schnürte sich ihm die Kehle zusammen, als müßte er sticken.

Die Unglücksgegnossen mußten, das war der Scorbut, der, wenn nicht Hilfe kam, mit einem brandartigen Zustande des ganzen Leibes, mit dem Tode enden mußte. Hätten sie nur frische Pflanzkost, frische Fleischkost gehabt; auch das würde eine heilende Wirkung geäußert haben!

Unser Schiffscapitän und Missionssuperintendent hielt sich also nun im spanischen Hafen auf. Bei ihm war niemand als sein treuer Katechist Maidment. Beide krochen in eine Höhle, ungefähr

eine Meile von der Mündung des Cookflusses, wo das Boot mit den übrigen Genossen vor Anker lag. Aber beide Theile waren so matt und erschöpft, theils vor Mangel, theils vor Krankheit, daß die geringe Entfernung sie hinderte, täglich mit einander zu verkehren. Und wie Mangel und Krankheit zunahmen, stockte der Verkehr mehr und mehr. Vergeblich hofften sie auf das rettende Schiff, das schon im Juni ankommen sollte. Nicht bloß die Menschen, alle Creaturen schienen sich von ihnen abgewendet zu haben. Nur Einer blieb ihnen treu, dessen Hilfe und Gnade sie täglich suchten. Der blieb ihr Licht auch in der Finsterniß, wo Sinnen und Gedanken vergehen, wie ein Licht, das hin und herschwanket, wenn ihm die Flamme gebricht.

Und bis zum 6. September war auch der letzte von ihnen aus aller Noth erlöst!

Aber, fragt man erstaunt, wo blieb denn die versprochene Hilfe, die Zusendung, die schon im Juni erfolgen sollte? Kam denn in der ganzen Zeit kein europäisches Schiff dem Unglücksstrande nah? Hatte das englische Komitee seines Versprechens ganz vergessen? Im Gegentheil. Die Vorräthe waren reichlich aufgestapelt. In den verschiedensten Hafenorten wurde nachgefragt, ob denn kein einziges Schiff den Cours nach Feuerland richtete und den sieben Glaubensboten Hilfe bringen wolle!

Nach langer vergeblicher Anstrengung gelang es endlich einem angesehenen Mann in Montevideo, ein amerikanisches Schiff für Feuerland flott zu machen, und Capitän Smyley übernahm sehr ausführliche Instructionen für die Pitkoninsel.

Diese erreichte er glücklich am 21. October und fand unverfehrt bei der Fahnenbucht die Notiz: „ermöge zum spanischen Hafen gehen!“

Die Nacht brach ein. Erst am folgenden Morgen konnte er sich aufmachen, — aber — er kam ja überhaupt mehr als einen Monat zu spät!

Die Schiffsleute fanden das uns bekannte Boot — dabei einen Leichnam, den man für Pierce hielt, einen andern am Ufer, vom Wasser ganz aufgelöst, noch einen anderen leicht in die Erde eingewühlt und von der Fluth wieder losgelegt, — alles haarsträubend und herzdurchbohrend. Bücher, Papiere, Arzneien, Kleidungsstücke und andere Dinge waren am Ufer oder auf dem Verdeck oder am Boden des Bootes umhergestreut, aber keine Spur von einem schneidenden Werkzeug. Nur die Person im Boote hatte eine breite Narbe am Haupt und eine am Nacken. Capitän Smyley konnte über Gardiner und Maidment nicht die geringste Kunde geben.

Und wiederum vergingen drei Monate, bis von Seiten der englischen Admiralität Captain Morshead beauftragt wurde, bei seiner Fahrt zum stillen Ocean auf der Pitkoninsel Kunde einzuziehen. Sein Schiff Dido landete am 21. Januar 1852 im spanischen Hafen. Er sandte den Lieutenant Pigott und einen gewissen Roberts aus, die Umgegend zu durchsuchen. Diese fanden das bewusste Boot und — alles fast ganz in dem Zustande wie Capitän Smyley. War dieser samt seinen Leuten von Schreck so erstarrt gewesen, daß sie alles hatten liegen lassen, um nur so schnell als möglich hinwegzukommen?

Die neuen Ankömmlinge fanden zu allererst Gardiner. Sein war der Leichnam neben dem Boot, den die andern für Pierce gehalten. Er hatte augenscheinlich das Boot verlassen und war beim Versuch, wieder hineinzuklimmen, todt niedergefallen. Maid-



## Bekanntmachung.

Am 1. September wird, so Gott will, das neue Studienjahr im hiesigen theologischen Seminar seinen Anfang nehmen. Alle diejenigen, welche in das Seminar einzutreten gedenken, wollen ihre Zeugnisse über Vorbildung und christlichen Wandel mitbringen.

Die Facultät.

## Synodal-Bericht.

Derselbe ist seiner Vollendung nahe und wird in der nächsten Woche den Herren Pastoren zugesandt werden.

## Missionsfeste.

Am 5. Sonntage nach Trinitatis, den 10. Juli., feierten die St. Paulus und St. Johannes Gemeinden in Town Forest, Fond du Lac Co., Wis. ihr jährliches Missionsfest in der St. Pauls Kirche. Es nahmen daran auch Theil Gemeindeglieder der Gemeinde in Fond du Lac und Glieder der Predigtstation St. Claud, die vom unterzeichneten Pastor loci mitbedient wird. Die Kirche war Vormittags ganz gefüllt, Nachmittags nicht ganz so voll. das Wetter war sehr günstig. Vormittags predigte Herr P. Streifguth, Nachmittags Herr P. Petri, den Altargottesdienst hielt der Ortspastor, der Gesangchor trug durch den Vortrag von Liedern zur Erhöhung der Feier bei. Die Hörer wurden erbaut und gaben Gott die Ehre. Der Herr wolle auch von diesem Fest viel Frucht kommen lassen an den Gemeinden, zum Aufbau seiner Kirche und zur Ausbreitung seines Reiches. Die Collecte betrug \$39.55, von denen der größte Theil für die Anstalten der Synode bestimmt wurde.

E. Mayerhoff, Ortspastor.

Am 8. Sonnt. nach Trin. feierten die Gemeinden Menomonie, Iron Creek und Beyer Settlement ihr diesjähriges Missionsfest. Dasselbe war infolge des günstigen Wetters gut besucht und verlief sehr befriedigend. Der herrliche Festplatz war von den Gliedern in Iron Creek sehr schön hergerichtet und die Kanzel von den Frauen mit Blumen und Gewinden reich geschmückt worden. — Am Vormittage predigte Herr Pastor A. F. Siegler von Lemiston, Minn. Er zeigte den eifrig Laufenden das Missionsfeld, welches Gott uns zur Arbeit angewiesen und ermunterte zu eifriger Thätigkeit auf demselben mit treffenden Gründen und warmen Worten. Nachdem sich die Festversammlung über Mittag an Speise und Trank erquidete hatte, predigte Herr Pastor Gieschen von Indiana Settlement, unser nordwestlicher Reiseprediger, und schilderte seine bisherige Thätigkeit und seine Erfolge auf dem ihm von der Synode angewiesenen Missionsgebiet. Schließlich hielt Unterzeichneter noch einen Vortrag über die Gründung der Mission auf Grönland. Der Gesangverein von Menomonie trug Vor- und Nachmittags passende Stücke vor. Daß die Leute von Menomonie und den Filialen für Gottes Reich ein warmes Herz und eine offene Hand haben, bewiesen sie auch dies Mal durch eine verhältnißmäßig große Collecte. Wir hatten theils wegen der diesjährigen Mizernte, von welcher die allermeisten Farmer betroffen sind, theils wegen des in Menomonie im Gang befindlichen Kirchbaues, der die

Kräfte der Gemeinde sehr stark in Anspruch nimmt, von der diesmaligen Missionsfestcollecte geringe Erwartungen, aber sahen uns freudig beschämt, als wir ans Zählen gingen, denn es kamen nahezu \$70.00 heraus. Diese Gaben williger Herzen wurden zum Theil für unsere Anstalten, zum Theil für die Reisepredigt und Negermission, und ein Geringes für die Emigrantenmission in New York bestimmt. Der Herr der Kirche wolle auf Geber und Gaben seinen reichen Segen legen.

Menomonie, Wis., 8. August 1887.

Aug. Pieper.

## Postoral-Conferenz.

Wie während der diesjährigen Synodal-Versammlung beschlossen worden, findet die Postoral-Conferenz am 23. 24. und 25. August a. c. (von Dienstag Vormittag an) zu Kenosha (Pastor Dornfeld) statt.

A. H. Jäkel, Secretär.

## Einführung.

Nachdem Herr Pastor Tr. Genfke von den ev. luth. Gemeinden in Keenah und Menasha einen ordentlichen Beruf erhalten und angenommen hatte, wurde derselbe am 9. Sonnt. n. Tr. den 7. August, im Auftrage der hochw. Präses von dem Unterzeichneten in sein Amt eingeführt. Der treue Erzhirte, unser lieber Herr Jesus Christus, segne Hirt und Herde!

E. Dowidat.

Adresse: Rev. Tr. Genfke,

Keenah, Wis.

## Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrg. XXII PP Hagedorn 11,55. Koch 15. J. G. Dehler 4,20. Gevers 18,75.

Mr. Sackreiter 1,05.

Jahrg. XXII. XXIII: P Blomke 2,10.

Jahrg. XX: Mrs. Marg Jungkum 1,05.

Jahrg. XX. XXI: Herr C Parj. 7,20, 7,80.

A. H. Jäkel.

Für das Seminar: Durch Herrn Sander Theil der Miss. fest Coll. der Gem. in Fond du Lac 25. Von Herrn Süßlow 5. Von N. R. 5: P Aug. Pieper, vom Missionsfest in Menomonie 10. P Jäkel, vom werthen Jungfrauen-Missions Verein der Gnaden-Gem. 43,50. P J. G. Dehler, Rindtaufscoll. von A. Perkins 1, desgl, von N. Laufner 0,50.

Für das Reich Gottes: P Gevers, Dankopfer von Frau Friedr Rüpke 1.

A. H. Jäkel.

Für die Gemeinde in South Bay City, Mich., erhalten durch P J Sauer von seiner Friedens- und St. Pauls-Gemeinde \$6.25; durch P H. Ohde von der Gemeinde in Whitewater \$6.56, durch P H. Monhardt Teil der Pfingstcoll. der Gemeinde in Caledonia \$2,75, von Gottl. Lemke \$1. von Wittwe Strangmann \$.25, pers. B. \$1.

Den freundlichen Gebern Gottes reichen Segen.

G. E. Bergemann.

Für das College erhalten: Durch Herrn Prof. Ernst vom Missionsfest in Kewasum \$30.00; P N. Pieper, Teil der Missionsfestcoll. seiner Gem. \$60.20. Theil der Missionsfestcoll. in Fond du Lac

\$25.00; P. Aug. Pieper, vom Missionsfest in Menomonie \$20.00.

J. H. Brockmann.

Für die Taubstummen-Anstalt in Norris, Mich. erhielt und dankt Unzeichneter herzlich: Durch Lehrer Gruel, Dshkosh, von seinen Schülern: \$7.20, von denen der Frl. Zick: \$1.05. Von Herrn Louis Heck, Bay City, Mich. \$4.00.

H. Uhlig.

Für Reisepredigt: P Greve Theil der Missionsfestcoll. \$8.80; P Hillemann sen. Coll. in der St. Pauli Gem. \$6.50; P Dowidat Coll. am jährlichen Kirchweihfeste \$7.38; Durch P A. Hoyer \$3.00; P Guenther Abendmahlscoll. \$3.85; P Hensel Coll. für innere Mission \$6.50; P N. Pieper Theil der Missionsfestcoll. \$20.00. Mit Dank erhalten.

Der Unterzeichnete bittet die lieben Pastoren und Gemeinden, möglichst bald Collecten einzusenden, da die Reisepredigerklasse nahezu erschöpft ist, und die Reiseprediger, damit sie zu jeder Zeit ihr Amt versehen können, ihren Gehalt monatlich erhalten müssen.

Die Collecten empfangen ich am liebsten durch Express money orders, in welcher Weise sie am billigsten und sichersten versandt werden können. Jede Express office stellt solche Orders aus und zahlt sie aus. Doch auch in Post Office money orders, Bank checks, und wenn eingelegt in registrierte Briefe, sind die Collecten willkommen.

E. Mayerhoff.

## Abschiedswort an den Leser.

Mit der Fertigstellung gegenwärtiger Nummer des „Gemeindeblattes“ findet die Thätigkeit, welcher ich seit sieben Jahren als Redacteur desselben obliegen durfte, ihre Endschafft. Ich scheidet mit innigem Dank gegen Gott, der auch zu dieser Arbeit in seinem Dienst das Wollen und Vollbringen gegeben hat, und gegen alle die theuren Brüder, welche mir bei derselben mit Rath und That an die Hand gegangen sind, auch mit den herzlichsten Segenswünschen für dies Blatt, für seine Leser, für alle, die in Zukunft daran arbeiten werden, und für die ganze Synode, die seinen Wirkungskreis vornehmlich bildet. Mittheilungen und Wechselblätter für die Redaction sind bis auf weiteres zu adressiren an Prof. E. Roz, Lutheran Seminary, 621 13. Str., Milwaukee, Wis.

A. L. Gräbner.

## Schulbücher.

Im „Nordwestlichen Bucherverlag“ sind erschienen folgende Schulbücher, die in unserer Synodalbuchhandlung zu den beigegebenen Preisen zu haben sind.

### Dr. Martin Luthers Kleiner Katechismus

mit  
Erklärung.

Bearbeitet auf Grund des Dresdner Kreuzkatechismus, und herausgegeben von der ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St.  
Preis: einzeln 30 Cents, das Duzend \$3.00.

### A First Course

in

## Composition and Grammar.

By A. L. Graebner.

Preis: einzeln 50 Cents, das Duzend \$5.00.